

Meister, mein Meister

»The Master«: ein »Stereo«-Typ

PHILIP KOVCE

Großer Mann – was nun? So lautet die Frage, vor die sich Freddie Quell (Joaquín Phoenix) gestellt sieht, ein amerikanischer Navy-Veteran, der beim Rorschachtest in jeder Figur eine Vagina und in seiner Zukunft nichts sieht. Betrunken schläft er auf einem anliegenden Schiff ein, das sich, als er aufwacht, als das Gefährt von Lancaster Dodd (Philip Seymour Hoffman) erweist. Dodd ist ebenfalls ein Trinker. Doch

er ist noch mehr: Charisma, Familienoberhaupt, Geschäftsmann – und Religionsstifter. »Der Ursprung« nennt sich sein Kult, der Erkenntnisse der höheren Welten anstrebt. Lancaster ist »The Master«. Nach einem gemeinsamen Drink (besser: Besäufnis) und Gespräch (besser: Verhör) wird Freddie zum Schüler und Ziehsohn Lancasters, während dieser immer mehr Freunde und Feinde gewinnt.

Der Film von Paul Thomas Anderson erzählt in freier Form die Vita L. Ron Hubbards, des Scientology-Gründers. Expliziter sei dies im scientologyaffinen Hollywood-Business nicht möglich, so eine Erklärung. Doch viel wesentlicher scheint ein künstlerischer Gesichtspunkt: Denn dadurch, dass der Film sich weit von jedem historischen Beispiel entfernt, öffnet er sich für die Urszenen jener Dramatik, die durch ein ganz anderes Verstehen von Mensch und Welt immer wie-

der auftritt. Es geht um gesellschaftliche Anerkennung und Anfeindung, um persönliche Loyalität und Macht, um moralische Läuterung und Lähmung, um Wissenschaft und Ideologie – kurz: um all die großen Fragen, die sich bei jeder spirituell engagierten Bewegung auftun. So ist dieser Film eine cineastische Soziologie ambitionierter Gruppen sowie eine psychologische Leinwandstudie über Lehrer und Schü-

ler, *master and servant* – eine Beziehung, an der sich Joaquín Phoenix und der dieses Frühjahr gestorbene Philip Seymour Hoffman ebenso brutal wie radikal, genialisch wie gespenstisch abarbeiten.



Schwarzer Mann – was nun? Das ist die Frage, die den unsicheren Erik (Jürgen Vogel) packt, einen Motorradwerkstatt-Provinzler, der plötzlich nicht mehr nur sich selbst (oder: sich selbst nicht mehr nur einmal) wahrnimmt. Frisch verliebt in Julia (Petra Schmidt-Schaller) und glücklicher Stiefvater ihrer kleinen Tochter, dro-

hen seine Visionen ihn aus der Bahn zu werfen. Der Mann, der in sein Leben tritt – anfangs noch von Ferne, die Kapuze ins Gesicht geworfen –, offenbart schon bald sein Antlitz, stellt sich als Henry (Moritz Bleibtreu) vor und wird Eriks ständiger Begleiter, Berater, Beschwörer. Doch obwohl die Begegnung recht rasch recht

robust wird, untergräbt sie nicht die Intimität der Selbstbegegnung, die als Fremdbegegnung daherkommt.

Henrys Anwesenheit droht Eriks Idyll zu zerstören, denn der Gast stellt alles infrage, lässt nichts gelten – und wandelt sich vom »nihilistischen Arschloch« (so Regisseur Maximilian Erlenwein) erst dann zum Freund und Helfer, als Erik ihn nicht mehr abweist. So wird Henry zur fiktiven Spielfigur mit der Stieftochter, gar zum realen Retter in der Not. Doch die Rettung entspricht einer dialektischen Operation: Auf Henry hören heißt nicht, zu tun, was er sagt, sondern zu erkennen, wer das ist, der da spricht. Diese Erkenntnis schafft Spielräume. Die innere Stimme ertönt nicht »mono«, sondern »stereo«: Sie sagt dir deine Wahrheit erst, wenn du es bist, der sie sich sagt. Jürgen Vogel und Moritz Bleibtreu fordern einander diese Wahrheit ab – erstmals gemeinsam vor der Kamera, sofort ganz und gar präsent.

Beide Filme erzählen eine Geschichte, eine Story. Sie adressieren nicht nur die Innenräume

menschlicher Begegnung, die der Zuschauer erst bildet. Nein, diese Filme entschließen sich zu wuchtigen Leinwandszenen. Der Entschluss ist verbunden mit der Darstellung von Gewalt. Doch spirituelle Bewegung ist keine Friedensbewegung. Wer sie nicht bloß andeuten, sondern geschichtsträchtig inszenieren will, der setzt auf Gewalt – so ist es auch bei »Matrix«, »V wie Vendetta« oder »Cloud Atlas«, anderen Filmen, die sich für ein äußeres Ambiente innerer Kämpfe entscheiden. Das Drama und der Thriller, die hier vorliegen, sind Genrefilme, welche um die Rauheit und Rohheit innerer Kämpfe (und die sich nur daraus ergebenden Momente des Friedens und der Versöhnung) wissen, und die einen Weg finden, diese Kämpfe ins Bild zu setzen, ohne sie ihrer Innerlichkeit zu berauben. Sie handeln von Menschen, die ihr Leben ändern – und immer wieder daran scheitern, ihr Ändern zu leben.

»The Master«, 137 Minuten, USA 2012; »Stereo«, 95 Minuten, Deutschland 2014